



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kleine Schriften zur deutschen Philologie

Hübner, Arthur

Berlin, 1940

Franz Jostes

[urn:nbn:de:hbz:466:1-69607](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-69607)

Franz Jostes

Rede bei der Trauerfeier am 27. Mai 1925

Der Mann, dessen Andenken diese Stunde geweiht sein soll, kann für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, ein Leben gelebt zu haben, das an innerer und äußerer Geschlossenheit und Selbstsicherheit nicht leicht seinesgleichen findet, und den andern Ruhm, ein Werk hinterlassen zu haben, in dem mit derselben Sicherheit und Notwendigkeit ein Ring um den andern sich legt. Der Mann und das Werk aus einem Guß, auch in den Zaden und Ranten, die dem einen wie dem andern nicht fehlten, und zwischen beidem ein Ein- und Gleichklang, eine letzte Harmonie, die dem Gesamtbilde dieses Mannes einen Stil gab, wie ihn in so starken und eignen Linien zu gestalten heute doch nur noch wenigen vergönnt ist. Vielleicht muß man aus Bauernblut kommen und aus einem Lande wie Westfalen stammen, um ein Leben von so geschlossener Form und so gedrungener Kraft zu gewinnen, wie es dem Verbliebenen beschieden war. Das jedenfalls ist sicher, daß es der zäh und treu gewahrte Zusammenhang mit der bäuerlichen westfälischen Heimaterde war, der dieser ungewöhnlichen Persönlichkeit ihre Stärke, ihre Farbe und ihren Zauber gab.

Franz Ludwig Jostes ist am 12. Juli 1858 in Glandorf im Osnabrückischen geboren worden, oder, wie er selbst es in der seiner Dissertation beigegebenen Vita formulierte, 'zu Glandorf im damaligen Königreiche Hannover'. Er verlor früh beide Eltern und wuchs in ländlicher Abgeschiedenheit unter der Obhut bejahrter weiblicher Anverwandten heran. Er lernte auf diese Weise, wie er gern und mit einem gewissen Stolz erzählte, ein Westfälisch, das um zwei Generationen älter war als die Mundart seiner Altersgenossen, und er hat den lieben Lauten des heimatischen Dialekts zeitlebens die Treue bewahrt, auch wenn er vom Katheder sprach. Bis zu seinem vierzehnten Jahre besuchte er die Elementarschule seiner Heimat, um dann erst in die Quarta des Gymnasiums in Warendorf einzutreten. 1878 bezog er, zusammen mit seinem Freunde Caspar von Hatzfeld und von ihm bewogen, die Universität Freiburg i. Br., nicht als Philologe, sondern als Student der Medizin. Freilich hat er später selbst bekannt, daß er schon in Freiburg, statt medizinische Collegia zu besuchen, sich viel lieber in die deutsche Literatur und Literaturgeschichte versenkte. Bereits nach dem ersten Semester sattelte er um und ging nach Berlin, um in der Schule Karl Müllenhoffs und Wilhelm Scherers Germanistik zu studieren. Durch Müllenhoff erhielt seine Interesse und seine Arbeit den entscheidenden Anstoß in der Richtung auf die deutsche Altertumskunde, und man glaubt auch in der Form und Haltung seiner wissenschaftlichen Arbeiten die Nachwirkung dieses ebenso selbständigen und weitausgreifenden wie mannhaften und streitbaren Gelehrten zu spüren.

Nach einem Straßburger Semester, das ihn zu den Füßen von Ernst Martin sah, beendete Sostes seine Studien in Leipzig, wo er bei Friedrich Jarnde 1882 promovierte. Ihm verdankte er den Hinweis auf die ältere niederdeutsche Literatur, und es soll ein Zeichen dieses Dankes sein, wenn er ihm seine Dissertation und das Buch, das sie einleitete, gewidmet hat.

Gleich dies erste Buch atmet Heimatluft. Es zieht einen niederdeutschen Prediger ans Licht, Johannes Weghe, der mehr als zwei Jahrzehnte im ausgehenden fünfzehnten Jahrhundert in einem Münsterschen Schwesternhause gewirkt hat, einen milden, liebenswürdigen, mystisch angehauchten Mann, in dem sich eine zarte Frömmigkeit ganz eigen mengt mit niederdeutschem Schrot und Korn. Mit dieser sehr gediegenen Arbeit, die weitausholend ihren Mann hineinstellt in das allgemeine religiöse Leben seiner Zeit, betritt Sostes den Kreis, der anderthalb Jahrzehnte hindurch seine Arbeit fesselt. Und dieser Kreis umgirt die religiösen Strömungen des ausgehenden Mittelalters, zumal solche, die sich an der Peripherie des kirchlichen Lebens bewegen, bis in die Reformationszeit hinein. Auch die Lehrtätigkeit, die der 1884 an der damaligen Königl. Akademie in Münster habilitierte Privatdozent nunmehr begann, läßt in der Auswahl der Collegia deutlich erkennen, auf welchem Felde der junge Gelehrte sich damals am liebsten bewegte. Im Sommer 1885 las er eine 'Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Mystik': das ist die Linie Johannes Weghe. Im folgenden Semester las er eine 'Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Reformation': das weist schon den Weg zu seinem nächsten großen Buch, dem Daniel von Soest, 1888 erschienen. Auch dies Buch ist aus heimatlicher Erde entsprungen. Es erneuert zwei pseudonyme Satiren, die aus den Kämpfen herausgewachsen waren, die die Einführung der Reformation in Soest zur Folge hatte; es bietet wieder ein minutiös ausgeführtes Zeitgemälde und zeigt, eindrücklicher noch als der Weghe, wie stark in Sostes von Anfang an der Historiker neben dem Germanisten war. Im Sommersemester 1887 las er eine 'Geschichte der deutschen Bibelübersetzung im Mittelalter', und das weist auf den großen Plan, der in diesen Jahren und aus diesem Interessentkreise heraus in ihm erwuchs, und es weist zugleich auf den ersten wissenschaftlichen Strauß, den er mit Repliken und Dupliken durchgeföchten hat — es sind ihm später ja noch manche gefolgt.

Diese literarische Fehde, in der es um den Ursprung des Codex Teplensis ging, einer um 1400 entstandenen deutschen Bibelübersetzung, ist so bezeichnend für Sostes' wissenschaftliche Art, daß es sich lohnt, mit zwei Worten darauf einzugehen. Sostes suchte die Feuerlinie; es reizte ihn, in wissenschaftliche Streitfragen einzugreifen, die im Augenblick vielerörtert waren und im Mittelpunkt des Interesses standen. Und es freute ihn, wenn er eine Stellung einnehmen und verteidigen konnte, die sich schroff gegen die herrschende Meinung lehnte oder geeignet war, der Erörterung eine ganz neue überraschende Wendung zu geben. Es steckte in ihm ein stets waches Mißtrauen, bekanntlich eine große wissenschaftliche Tugend; aber es steckte in ihm auch etwas von grundsätzlicher Opposition, einer Opposition, die fast der Meinung huldigte, daß etwas, was alle glauben, schon deshalb nicht richtig

sein könne. Es ist ein Genuß, Jostessche Streitschriften zu lesen, da offenbart sich seine harsche Männlichkeit am schönsten; man glaubt, gerade auch in dem stark Persönlichen, das diese Fehden in Angriff und Abwehr bisweilen annehmen, die Luft Müllenhoffscher Nibelungenkämpfe zu atmen, nur daß bei Jostes sein schlagfertiger und nie verlegener Humor dem Kampf im allgemeinen doch die letzte Schärfe benimmt. So fuhr er also, als 1885 die These allgemeinen Beifall fand, daß die Tepler Bibel waldensischen Ursprungs sei, daß die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters überhaupt nicht aus orthodoxen, sondern aus häretischen Kreisen hervorgegangen sei, mit einer Broschüre dazwischen, die jeden Zusammenhang zwischen dem Codex Teplensis und den Waldensern leugnete. Die Folgezeit vermochte bei dieser starren Ablehnung nicht zu verharren; für Jostes selbst bedeutet die an diese Schrift sich anschließende Fehde den Boden für den Plan, der ihn nunmehr eine Reihe von Jahren festgehalten hat und mit dem eine nicht geringe Zahl größerer und kleinerer Arbeiten aus der Folgezeit im Zusammenhang steht, ein Plan, der nichts Geringeres im Auge hatte, als eine umfassende Geschichte der deutschen Bibelübersetzung im Mittelalter. Und dieser Plan nahm alsbald so feste Gestalt in ihm an, daß er ihn in einer der obgedachten Streitschriften, in der er um Material und Unterstützung bat, schon öffentlich vorzutragen und zu umreißen wagte.

Dann kam jener Ruf, der seinem Leben und seiner Arbeit eine neue Wendung gab. Im Jahre 1889 reiste im katholischen Deutschland der schweizerische Nationalrat Decurtins umher und warb Professoren für seine Schöpfung, die neugegründete Internationale katholische Universität Freiburg i. d. Schweiz, wie sie sich offiziell nannte. Auch Jostes folgte mit manchem Münsterschen Kollegen diesem Ruf, der lockend genug war, und er hat das nicht bereut. Denn nun begann das Jahrzehnt, das er selbst später das schönste seines Lebens genannt hat, jenes Jahrzehnt, das man als die heroische Zeit seines Lebens bezeichnen kann. Man fragt sich verwundert: Wie war es möglich, daß dieser Niedersachse sich so trefflich mit jenen Hochalemannen verstand, schon rein äußerlich? Was die Brücke schlug, das war sein bodenfestes deutsches Bauerntum. Denn so wandte sich ihm seine Aufgabe alsbald: er sah es als seine Mission an, das Deutschtum und Deutschbewußtsein nicht nur in der Stadt Freiburg, die damals zu zwei Dritteln französisch sprach, sondern im ganzen Kanton aufzurütteln und zu stärken. Alle, die ihn aus jener Zeit kennen, sind der Bewunderung voll für das, was er damals auf hundert Wegen im Dienste dieser Sache geleistet hat. Er hat zwar nie einen Berg bestiegen, aber er ging aufs Land hinaus, um zu reden und zu werben, er setzte sich mit den Großräten um den Tisch, wenn sie in die Kantonshauptstadt kamen, er gründete einen deutschen Männerverein, er kämpfte auch mit der Feder unter dem Motto 'ab initio non erat sic' für die Wiederbelebung des deutschen Gottesdienstes, der deutschen Seelsorge. Es muß etwas Bezwingendes, Hinreißendes in seiner Persönlichkeit gewesen sein, das Professoren und Studenten ebenso packte wie die Großräte, die Landgeistlichen und die Bauern. Es hat damals nicht viel daran gefehlt, daß man ihn selbst zum kantonalen Großrat wählte. Und wenn man sich Bilder aus jener Zeit

ansieht — eine markige, schöne Erscheinung mit mächtigen Augen — und diesen Mann sich in einer französischen Umgebung denkt, dann ahnt man etwas von den Quellen, aus denen seine Wirkung floß, und man glaubt es, daß unter den Bürgern und Bauern des Kantons sein Andenken noch heute lebendig ist als das eines großen deutschen Volksmannes, der den deutschen Schweizern sagen mußte, was ein deutscher Schweizer ist. Und die gleiche faszinierende Wirkung übte er innerhalb der Universität. Manch Schweizer, der heute einen klangvollen Namen trägt, hat damals zu seinen Füßen gesessen, so der Dichter Heinrich Federer. Mit so andersartigen Naturen wie dem Historiker Reinhardt und dem feinen Franzosen Bédier verband ihn herzliche Freundschaft. Und lauter als alles spricht ja die Tatsache, daß man ihn zum ersten Rektor der neuen Universität gemacht hat.

Es ist begreiflich, daß bei einer so neuartigen und vielfältigen Tätigkeit die wissenschaftliche Produktion zunächst in den Hintergrund trat. Das einzige größere Werk, das Sostes in den Freiburger Jahren veröffentlicht hat, gehört noch in den ersten Ring seiner Arbeiten und schließt sich an die Stoffe und Probleme, die ihn seit seiner Promotion beschäftigten. 1895 erschien unter den Freiburger Universitätschriften ein starker Band von Sostes mit dem Titel 'Meister Eckhart und seine Jünger', der als wesentlichen Inhalt den Text einer unbekannten Eckhart-Handschrift bot, die Sostes auf der Suche nach Evangelienübersetzungen durch einen Zufall in der Nürnberger Stadtbibliothek fand — wieder eine durch den fein ausgeführten historischen Rahmen ausgezeichnete Leistung.

Es ist schade, und Sostes hat es selber später bedauert, daß die schönen Freiburger Jahre mit einem Mißklang enden sollten. Schwankungen im Kurs der Universität und Mißheiligkeiten persönlicher Natur, die Sostes später sehr viel gelassener beurteilte, veranlaßten ihn mit einer Reihe anderer deutscher Professoren im Jahre 1898 der Universität den Rücken zu kehren, die zu einem Teil auch seine Schöpfung war, und bei seiner Natur und seinem Temperament war es nicht anders möglich, als daß sich sein Scheiden unter Donner und Blitz vollzog. Er suchte nun wieder Anschluß an seine heimatische Hochschule und lehrte an ihr zunächst noch einmal als Privatdozent. Aber schon Ende 1899 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen, Ende 1902 die zum ordentlichen Professor. Und nun setzt sich breit und stark der zweite Ring an seine wissenschaftliche Lebensarbeit an. In Sostes' ersten Freiburger Jahren war das monumentale Werk von Wilhelm Balthar 'Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters' erschienen, und damit war die Arbeit geleistet, die Sostes Jahre hindurch als hohes Ziel vorgezeichnet hatte. Er sah sich also, als er 1899 die Münstersche Privatdozentur von neuem übernahm, einem zweifachen Neubeginn gegenüber. Ihm selber mag es eine herbe Enttäuschung gewesen sein, daß ein anderer ihm die Geschichte der Bibelübersetzung aus der Hand gewunden hatte — uns scheint es ein Segen, daß auf diese Weise seine ganze Kraft frei wurde für die Aufgaben, die in der Heimat seiner warteten. Denn westfälische Volks-, Landes- und Altertumskunde im weitesten Sinne, das ist der Inhalt dieses zweiten Ringes. Zwar brachten schon die achtziger und neunziger Jahre gelegentlich Arbeiten, die in diesen

Kreis gehören, so die Untersuchungen über die vorchristlichen Altertümer im Kreise Süderberge oder die schöne Studie über den Rattenfänger von Hameln aus dem Jahre 1895, nicht nur ein Kabinettstück von Sagenforschung, sondern in dem Behagen und dem Eifer, mit dem hier ein angeblich dem 17. Jahrhundert entstammender lateinischer Rattenfängerroman als Fälschung erwiesen wird, auch ein menschlich recht bezeichnendes Stück aus dem Kreise seiner kleineren Werke. Aber diese Schriften sind doch nur Vorläufer; erst seit dem Jahre 1899 nimmt er das heimatliche Arbeitsfeld mit gesammelter Energie unter den Pflug.

Es ist kaum möglich, eine Vorstellung zu geben von der Fülle nicht nur, sondern auch von der Vielseitigkeit der Arbeit, die Jostes auf diesem Gebiet geleistet hat. Wir verdanken ihm gewichtige Quellenpublikationen, vor allem die Herausgabe der Kaiser- und Königsurkunden des Osnabrücker Landes, durch die eine stattliche Reihe geschichtlich hochbedeutsamer, lange zurückgehaltener und zeitweise schon verloren gegebener Quellen der Forschung wiedererobert wurde, und zwar unter Umständen, die der Romantik nicht entbehrten. Wir verdanken ihm Studien zur Sagen- und Legendengeschichte, wie die methodisch ungemein interessante Arbeit über St. Reinhild von Riesenbeck. Weiter Studien zu den ältesten niedersächsischen Sprach- und Literaturdenkmälern, zur westfälischen Wort- und Realienkunde: das große westfälische Wörterbuch, dessen Plan ihm gehört und für das er namentlich aus den historischen Quellen Material gesammelt hat, wird davon hoffentlich noch einmal zeugen. Wir verdanken ihm auch Lebensbeschreibungen bedeutender Männer aus Westfalens Vergangenheit, des Mönches Heinrich Loder aus dem beginnenden 15. Jahrhundert, den man den Apostel Westfalens genannt hat, und seines etwas älteren Zeitgenossen, des Ritters Johann von Beveren. Es bezeichnet Jostes, und ich glaube, er würde es mir nicht verzeihen, wenn ich in diesem Zusammenhange davon schwiege, daß er auch dem westfälischen Volksmann Johann Mathias Selig, in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine der populärsten Gestalten im nordwestlichen Deutschland, eine sehr warmherzige Biographie gewidmet hat, obgleich dieses Mannes Hauptverdienst auf dem Felde der Mäßigkeitsbewegung lag.

Wenn man all diese größeren und kleineren Arbeiten überblickt, fällt einem auf, wie sehr Jostes Historiker und als Historiker Realienforscher war, wie stark daneben das eigentlich literarhistorische in den Hintergrund trat. Man fühlt sich an den Altmeister unserer Wissenschaft, an Jacob Grimm, erinnert, wenn man sieht, wie weit sich ihm der Begriff des Germanisten dehnte, und auch darin erinnert er an Jacob Grimm, wie er immer durchs Wort zur Sache strebte. Stil- und Formprobleme interessierten ihn nicht, sondern seine Stärke war sein Sinn fürs Tatsächliche, und zwar das Tatsächliche als ein Reales, Konkretes. Eine plastische, anschauende Form des Denkens arbeitete in ihm — man ist versucht, ein Blutserbe darin zu sehen. Zahlreiche seiner Arbeiten sind mit Abbildungen versehen; die Rolandbilder in den niederdeutschen Städten und ihr Ursprung, das ist ein Thema, dem er ein gehaltvolles Buch gewidmet hat, ein Thema, das ihn freilich auch wieder dadurch reizte, daß er die bisherige Deutung auf den Kopf stellen konnte. Es ist un-

gemein bezeichnend, daß er in der vielumstrittenen Frage nach der Heimat des Heliand seit Jahrzehnten als erster wieder die Realien der Dichtung ins Gefecht geführt hat, und wie man auch zu seiner sehr kühnen Hypothese stehen mag, die den Heliand an das litus Saxonicum an der Loire-Mündung verlegen möchte: eins ist sicher, daß sein Grundgedanke, der nämlich, daß man den kulturellen Hintergrund der Dichtung bei Lokalisationsversuchen gebührend beachten müsse, alle Anerkennung fordert. Und auch das darf in diesem Zusammenhange betont werden, daß die einzige Gestalt aus der modernen westfälischen Literatur, mit der er sich ganz eingehend beschäftigt hat, Annette von Droste-Hülshoff, ihm nur eine selbständige Schrift abzugewinnen vermochte, das ist seine philologisch mustergültige Ausgabe des Geistlichen Jahres, und auch zu dieser Arbeit lockte ihn ein Reale, die Tatsache nämlich, daß er die Handschrift besaß und diese Handschrift den Herausgeber vor gewaltige Schwierigkeiten stellte.

Eine Aufgabe bot sich ihm auf dem Felde der westfälischen Landes- und Altertumskunde, für die Dostes berufen war wie keiner sonst, und zwar nicht zuletzt eben wegen seines Realien sinnes, wegen jener auf das Kleinste achtenden 'Beisichtigkeit', die an ihm ebenso zu rühmen ist, wie er sie an Annette gerühmt hat. Im Jahre 1901 wurde ihm der Auftrag, die westfälischen Volkstrachten aufzunehmen und darzustellen, und überraschend schnell, schon 1904, erschien sein 'Westfälisches Trachtenbuch', das Buch, das seine Meisterleistung bedeutet, ein Werk, das allein genügen sollte, ihn in Westfalen unsterblich zu machen. Das Westfälische Trachtenbuch bietet unendlich mehr, als der Titel erkennen läßt: es ist eine Darstellung der ganzen äußeren Volkskunde Westfalens, eine Darstellung, die mit den Siedlungsverhältnissen beginnt und erst bei den Kochlöffeln und Tabakspfeifen endet, eine Darstellung, die durch alle Ställe und Hausräume geht, die mit der Ernte und dem Vieh Bescheid weiß — kurz ein Buch, wie nur ein Bauernsohn es schreiben konnte, und nur ein Bauernsohn mit Dostes' Sinn und Dostes' Augen. In keinem andern seiner Bücher steckt so der ganze Mann, auf der einen Seite der Gelehrte, der aus einer souveränen Kenntnis mittelalterlicher westfälischer Quellen und Realien die gegenwärtigen Verhältnisse deuten kann, und auf der andern Seite der noch fest in Volk und Boden wurzelnde Praktiker, der selber in alten Truhen Hauben und Tücher und Röcke aufspeicherte, der selber Met zu brauen und zu trinken wußte und der selber sich dazusetzte, wenn eine Freienhäger Braut mit ihrem Hochzeitsstaat beladen wurde. Und obwohl völlig frei von allem falschen und billigen Enthusiasmus, sondern immer die Strenge eines kritischen, ja zuweilen skeptischen Urteils verratend, wie leuchtet doch das Ganze von einem heimatfrohen und heimatstolzen Sinn, der gerade auch da noch fühlbar wird, wo er allerlei offene und verstecktere Humore zum Schilde nimmt. Mit welcher Genugtuung bucht Dostes etwa den Ausspruch Justus Möfers, daß in Westfalen wohl seit dem Sündenfall keine neue Mode erfunden sei, und mit welchem Behagen zitiert er einen alten Gewährsmann, der der Meinung ist, in Westfalen sei das Genie auf die Spindelsteite gefallen. Wir leiden an Landschaft=

lichen Volkstuden heute ja keinen Mangel mehr. Jostes' Werk steht einsam unter seinen Genossen; es ist ein Heimatbuch, wie ich nichts Röstlicheres weiß.

Von dem, was abgeschlossen vorliegt, ist das Trachtenbuch Jostes' schönste und ausgeglichenste Leistung. Aber der alternde Stamm setzte noch einen dritten Ring an: Unter und hinter der heimatlichen Altertumskunde begann sich ihm ein Blickfeld zu öffnen, dessen Horizonte er weiter und immer weiter dehnt, innerhalb dessen er immer entlegenere und einsamere Wege ging. Zwanzig Jahre hindurch haben ihn mythologische Studien beschäftigt, und an die Niederschrift ihrer Ergebnisse hat er die letzten Jahre seines Lebens gesetzt. Diese Jostessche Mythologie war ja fast selbst schon ein Mythos geworden. Heute wissen wir, daß der erste Band des Werkes abgeschlossen ist und das weitere so gut wie abgeschlossen im Manuskript vorliegt, und wir hoffen, daß das Ganze in einer Gestalt ans Licht treten wird, wie sie der Tote und die deutsche Wissenschaft beanspruchen kann.

Es ist vorläufig nicht möglich, über den Inhalt und die wissenschaftliche Bedeutung dieses Werkes zu urteilen, das seinen Rahmen weit über das hinausspannt, was man in einer Mythologie zu finden gewöhnt ist, weil sein Verfasser schließlich alle Sage und Dichtung alter Zeit mythologisch durchseht. Ich muß es betenden lassen bei einigen Hindeutungen auf die grundlegenden Gedanken, die diese neue Mythologie tragen, Gedanken, wie wir sie in einigen Einzelarbeiten allmählich sich entwickeln sehen. Schon im rein Methodischen ist manches neuartig und kühn genug, vor allem das überraschende Kombinieren scheinbar durchaus unzusammengehöriger Eigennamen, das Jostes weithin übt und das er wagt auf Grund ganz besonderer Vorstellungen von Namenleben, Wandel und Ersatz. Das Wesentliche aber ist eine neue Quellenkritik: Jostes berengt auf der einen Seite und erweitert auf der andern das Gebiet der mythologischen Quellen, und nach der einen Seite hin sind seine Ansichten ebenso revolutionär wie nach der andern. Den großen Kreis der niederen Mythologie, seit Mannhardt eine der Hauptquellen für die germanische Religion, läßt er ganz beiseite, weil er darin nur Verkümmern von Mythologemen höheren Ursprungs findet. Er macht zu einer Quelle ersten Ranges statt dessen die Legende und Heiligengeschichte, eigentlich den ganzen Kreis kirchlicher und profaner Geschichtsüberlieferung; Fredegar und Gregor von Tours liest er mit völlig neuen Augen. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie er im Jahre 1908 auf dem vierten internationalen Historikerkongreß zu Berlin vor einem verwundert aufhorchenden Publikum über "Sigurd, Siegfried und Victor" sprach, und welch Kopfschütteln sein Versuch hervorrief, das Wachsen deutscher Heldensage unter den Einfluß populärer kirchlicher Heiliger zu stellen. Hand in Hand mit dieser stofflichen Verbreiterung des Quellengebiets geht eine geographische. Jostes zieht die gleichgerichtete französische und englische Literatur in den Bereich seiner Forschungen. So kommt er von den Germanen auf die Kelten. Er hat vor dem Kriege den Plan einer Reise durch Nordfrankreich erwogen, um an Ort und Stelle Bibliotheken und Archive auf Materialien zu durchsuchen. Die keltische Mythologie schiebt sich schließlich mehr und mehr in den Vordergrund seiner Studien, die germanische erscheint ihm zuletzt nur noch als Ableger von ihr.

Und die keltische Mythologie selber wird ihm immer mehr zu einem Niederschlag orientalischer, astral orientierter Religionen. Die Forschungen von Toutain über orientalische Gottheiten in Gallien und die Bücher von Cumont über die orientalischen Religionen im römischen Heidentum und über die Mysterien des Mithra haben ihn entscheidend beeinflusst. 'Die Druiden lehren orientalische Himmelsreligion', auf diese knappe Formel bringt er seine Haupterkenntnis, und von diesem Grunde aus unternimmt er kühne Streifzüge, die etwa den Mythos vom Iustrierten Gott oder den Dioskurenmythos durch die gesamte keltische und germanische Überlieferung verfolgen, und zwar bis ins hohe Mittelalter hinauf. Nicht nur in der deutschen Heldensage, sondern auch in der höfischen Ritterdichtung sieht er schließlich astrale Mythen gestaltet, und ein Werk wie die poetische Selbstbiographie Ulrichs von Lichtenstein konnte ihm zu einer großen Allegorie werden.

Es ist nicht meines Amtes, Wahrheit und Irrtum in solchen Spekulationen abzuwägen. Zweifellos zutreffend ist, daß man in der germanischen Mythologie mit antiken Einflüssen zu rechnen hat. Zu dieser Erkenntnis ist man heute, neben Dostes und unabhängig von ihm, auch auf ganz andern Wegen gelangt. Ein Verdienst liegt zweifellos auch darin, daß er die Mauer zwischen dem Keltischen und Germanischen niederriß, ein Verdienst, das vielleicht erst eine kommende Generation voll würdigen wird. Und ein Zug von menschlicher und wissenschaftlicher Größe liegt unter allen Umständen in der Energie, dem Mut, auch dem Lessingschen Mut zum Irrtum, den er auf diesen einsamen Fahrten in unwegsames Land bewährt hat. Im übrigen müssen wir in Ehrfurcht verharren vor dem menschlichen Bilde eines Mannes, dessen starker Geist mit zunehmendem Alter mehr und mehr etwas Seherisches gewann — vielleicht auch das zutiefst ein Erbe seines westfälischen Blutes. Wie wesentlich ihm gerade das astrale Element in seinen Spekulationen war, mag man daraus ersehen, daß er nur einen als kompetenten Beurteiler seiner Mythologie anerkennen wollte, nämlich den klassischen Philologen Boll, den Verfasser der 'Sphära', und es ist durchaus glaubhaft, wenn berichtet wird, daß er auch für die eigene Person sich mit astrologischen Dingen beschäftigt habe — bis in die letzte Nacht seines Lebens hinein. Der jüngere Dostes hat einmal den Satz geschrieben: 'Es ist das Eigentümliche jeder Wahrheit, daß sie einfach und nüchtern ist.' Auf den alten Dostes ist man versucht, ein tiefes Nießche-Wort anzuwenden: 'Unfruchtbar seid ihr, darum fehlt es euch an Glauben. Aber wer schaffen mußte, der hatte auch immer seine Wahrträume und Stern-Zeichen und glaubte an Glauben!'

Es ist unmöglich, im Rahmen einer kurzen Stunde ein rundes Bild von diesem starken Geiste und seinem vielfältig-reichen Schaffen zu entwerfen. Noch manchen starken Nebenschuß hat seine Arbeit getrieben. Vor allem muß wenigstens mit einem Wort der wissenschaftlichen und persönlichen Beziehungen gedacht werden, die Dostes mit den Niederländern und den Blamen verbanden. Er hat zwar in Vorlesungen das Niederländische nicht vertreten, von gelegentlichen Texterklärungen abgesehen, griff aber nicht nur mit seinen Arbeiten ins Gebiet der niederländischen Philologie hinüber, sondern hat auch Aufsätze zur deutschen Literaturgeschichte in holländischer Sprache er-

scheinen lassen. Einer der besten Kenner der mittelniederländischen Literatur, de Bree, war ihm gut befreundet. Schon 1888 wurde er Mitglied der Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde in Leiden, 1905 wählte ihn die Königliche Flämische Akademie in Gent zum auswärtigen Ehrenmitgliede. Während des Krieges traf ihn mit andern deutschen Gelehrten das Schicksal, aus der Flämischen Akademie ausgeschlossen zu werden. Er hat gleichmütig darauf geantwortet etwa in dem Sinne, er habe seinerzeit nicht um die Aufnahme gebeten, und so wenig wie die Aufnahme könne ihn der Ausschluß veranlassen, sich von den wissenschaftlichen Wegen zu entfernen, die er immer gegangen sei. Gerade während des Krieges aber bot sich ihm auch Gelegenheit, seine alten Beziehungen praktisch auszumünzen. Er war 1915 selber in Gent, als es galt, den Flamen gegenüber französischen Umtrieben gerade auch von deutscher katholischer Seite die Hand zu reichen. Im Gefolge dieser Reise entstand in Düsseldorf die 'Gesellschaft zur Pflege der deutsch-flämischen Beziehungen', deren Begründer und erster Vorsitzender er war und deren Schriftenreihe er mit zwei schönen Heften zur flämischen Literaturgeschichte eröffnet hat. So konnte er doch noch auf seine Weise dem Wunsche genügen, dem er zu Beginn des Krieges lebhaften Ausdruck gab, auch an seinem Teile dem Vaterlande zu dienen.

Die Iostes genauer kannten, pflegten zu sagen, daß er mehr außerhalb als innerhalb der Universität gewurzelt habe, und es gehörte zu einem vollen Bilde, daß man auch dieses anderen Iostes gedächte, der jenseits des Gelehrten stand. Auch hier war er eine völlig eigene Gestalt, eine Gestalt so eigen und in ihrer Besonderheit so originell, daß sich schon die westfälische Heimatdichtung seiner bemächtigt hat (wenn auch 'de plattdütske Professor' in Wibbelts Schulte Witte nur einen schwachen Eindruck von seiner Persönlichkeit zu geben vermag), und daß schon zu seinen Lebzeiten die Legende um ihn wuch. Aber wie das so geht, die Legende hängt sich an das Äußerliche, Komische, Barocke und färbt so schließlich einen Mann als ein sogenanntes Original zurecht, der auch in seinem äußeren Leben viel mehr als ein Original gewesen ist. Man muß es in diesem Zusammenhang erwähnen, daß Iostes' mittelhochdeutscher Lieblingsdichter Wolfram von Eschenbach war; immer und immer wieder hat er zumal in Übungen diesen Dichter behandelt. Und man begreift, daß eine Art innerer Verwandtschaft ihn zu diesem Manne zog, der ein gewaltiges Ingenium verband mit einem sonderbar ausgelassenen Humor und einer eigentümlich skurrilen, barocken Art, die er liebevoll hegte und pflegte. Auch bei Iostes war all das sogenannte Originale nur Mantelwerk, im Grunde nur Ausdruck einer ganz überlegenen, in sich selbst ruhenden Persönlichkeit, die stark genug war, die Welt zu zwingen, sich um ihn zu drehen. Und so wollen wir ihn im Gedächtnis behalten, nicht als Original, sondern als eine souveräne, gewiß nicht immer bequeme, aber feste und charaktervolle Natur von rücksichtsloser Wahrhaftigkeit.

Aber nicht nur ein Charakter war er, sondern auch ein warmherziger und tiefempfindender Mensch, wenn er auch diese Züge seines Wesens geflissentlich hinter einer rauhen Außenseite verbarg. Was erzählt man nicht alles von seiner härtebeißigen Weiberfeindschaft, die den Frauen lange genug

sein Seminar sperrte. Wer seine wirkliche Stellung zu den Frauen kennen lernen will, der muß lesen, was er im Trachtenbuch auf und zwischen den Zeilen über die Westfälin sagt, und nicht nur männliche, sondern gerade auch eine große Zahl weiblicher Schüler dankt ihm heute Förderung und Unterstützung in jeglichem Belang. Jostes hat einen Spiegel hinterlassen, der tief in seine Seele blicken läßt, das ist eine schmale Auswahl aus den Gedichten des großen Blamen Guido Gezelle, die er übersetzt hat. Ist man schon überrascht von der Leichtigkeit, mit der hier Jostes auch die zierlichsten Verse meistert, so vielleicht noch mehr von der Zartheit der Empfindung und der Milde des Herzens, die aus diesen Versen atmet. Ein warmer heller Lichtstrahl fällt von dieser Stelle aus auf die knorrige, schwere Gestalt dieses echten Westfalen.

Nun hat die heimatliche Erde ihn wieder. Er ist in Münster gestorben, aber er wollte in seinem Geburtsorte Glandorf begraben sein, und dort haben wir ihn an einem strahlenden Frühlingstage zur letzten Ruhe geleitet. Ein hoher Scheunengiebel spannte sich über den aufgebahrten Sarg, ein häuerlicher Chor sang ihm die letzten Lieder, die Apfelbäume blühten am Wege, und Störche kreisten hoch über der Gruft. Es war ein Leichenbegängnis, wie er es sich wohl hätte gefallen lassen, ein Leichenbegängnis, bei dem die Mahnung 'memento homo' eigen zusammenklang mit dem Trostwort 'non omnis moriar'. Jostes selber hat in seine Auswahl aus Gezelle zwei Lieder eingereiht, die, als wollten sie aufeinander antworten, diese lateinischen Worte im Titel führen. Und mit solchem Zuruf wollen auch wir von ihm Abschied nehmen: non omnis morieris!